Erschienen in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik
Jg. 76 (2009) Nr. 2, S. 224-227.

LUDGER HOFFMANN (Hg.): Handbuch der deutschen Wortarten. Berlin/New York: de Gruyter 2007. VIIII, 980 S. (de Gruyter Lexikon). € 158,–

Ein Handbuch der Wortarten im Deutschen (so war das wohl gemeint) – das hat uns gerade noch gefehlt, wird der tätige Linguist sagen, und er greift voller Spannung zu dem Buch und erschrickt zugleich vor den nahezu 1.000 Seiten. Nun ja, es gibt noch dickere Handbücher, und soviel und noch viel mehr lässt sich ohne Weiteres über die Wortarten sagen. Muss so vieles aber hier stehen?

Was erwartet der präsumptive Benutzer von einem Handbuch mit so klarer Thematik? Ich denke, zweierlei: Er sucht eine Einführung zur Problematik der Einzelphänomene, er sucht den Forschungshintergrund, auch dessen Geschichte, und vollständige Daten – einerseits; auf der anderen Seite will er auch, im Verlegenheitsfalle, schnell mal nachschlagen können. Das Erste leistet das Handbuch in musterhafter Weise, das Zweite nicht. Es ist also ein Buch für Leser, die sich Zeit nehmen. Das muss kein Nachteil sein, aber ein Warnschild ist schon angebracht.

Wer über die Wortartenproblematik einigermaßen Bescheid weiß, und das sind ja nicht bloß BERGENHOLTZ / SCHAEDER, das sind nahezu alle Linguisten, der weiß auch um die Unmöglichkeit, dazu ein Handbuch zu schreiben, das nicht ausufern soll. Insofern mindestens ist der Umfang legitimiert. Aber das Handbuch müsste bei der Vielzahl der Meinungen, Klassifikationen und Definitionen bis zur Unhandlichkeit zerfasern. Deshalb trifft der Herausgeber eine vernünftige

Vorentscheidung: Das Handbuch stützt sich im Prinzip auf die Klassifikation in der „Grammatik der deutschen Sprache" (1997), der „IDS-Grammatik", an deren Erarbeitung er maßgeblich beteiligt war. Mancher mag damit unzufrieden sein, aber auf diese Weise hat man eine Folie, auf der man weiterdenken kann.

Wer von Wortarten handelt, der sollte auch etwas zum Wortbegriff sagen. Das tun die Koautoren KNOBLOCH und SCHAEDER und bekennen mit erfrischender Offenheit, dass es sehr unterschiedliche Wortbegriffe gibt und dass sie nicht imstande sind, einem einzigen den Vorzug zu geben. Zu den Paradoxa der Linguistik gehört, dass man Wortarten auch ohne eine allseits verbindliche Definition des Wortes definieren kann.

Der „systematische Teil" enthält 24 Beiträge. Daraus abzuleiten, dass das Handbuch 24 Wortarten unterstellt, wäre vorschnell. Aber erst sorgsame Lektüre enthüllt, dass die Anaphern (C 5), Indefinitum und Quantifikativum (C 8), die Interrogativa (C 11), die verschiedenen Arten von Deixis (C 16), die Possessiva (C 17) und auch die Reflexiva (C 20) durchaus nicht als Wortklassen gemeint sind, sondern als klassenübergreifende und teilklassenbezogene (meist funktionale) Eigenschaften von Wörtern. Und bei der Interjektion (C 10) darf durchaus gefragt werden, ob es sich wirklich um eine Wortklasse handelt – einige Elemente dieser Klasse enthalten Schnalzlaute und andere Bildungen, die nicht (allein) auf das kanonische Phoneminventar der deutschen Gegenwartssprache zurückgreifen. Dass die genannten Zeichenklassen hier überhaupt behandelt werden, ist nicht zu kritisieren; wohl aber dass sie unterschiedslos den herkömmlichen oder auch den neu definierten Wortklassen, die diesen Status undiskutiert beanspruchen können, beigesellt werden. Überdies hätten ANGELIKA STORRERS „Grenzgänger" durchaus bei den anderen betroffenen Wortklassen mitbehandelt werden können, und dies ist ja auch teilweise geschehen. Was bleibt, sind weniger als 20 Wortklassen, die weitgehend denen der „IDS-Grammatik" entsprechen.

Das Handbuch behandelt in seinem systematischen Teil Abtönungspartikeln, Adjektive, Adjunktoren (das sind die „Vergleichspartikeln" *als* und *wie*), Adverbien, Anaphern, Determinative, Gradpartikeln, Indefinita und Quantifikativa, Intensitätspartikeln, Interjektionen und Responsiva, Interrogativa, Konjunktoren, Konnektivpartikeln, Modalpartikeln, Negationspartikeln, die Deiktika, Possessiva, Präpositionen, Pronomina, Reflexiva, Relativa, Subjunktoren, Substantive, Verben.

Die Wortartikel enthalten fast ausnahmslos (und meist auch in dieser Reihenfolge) Informationen zum Terminus, dem „Namen" der Wortklasse, dann zum Klassenbegriff, wobei Grammatikhistorisches aufgearbeitet wird. Dann wird in wünschbarer Breite die betroffene Wortklasse im Deutschen beschrieben. Hier begegnen bei den geschlossenen Klassen auch Listen der einzelnen Elemente. Angeschlossen werden häufig kontrastive oder typologische Betrachtungen. Hier zeichnen sich entsprechende Vorgaben des Herausgebers ab, denen freilich mit ganz individuellen Abweichungen Folge geleistet wurde.

Die Wortartikel sind von recht unterschiedlichem Umfang. Dies leuchtet zum Teil unmittelbar ein. Viele Artikel überschreiten geringfügig die Schwelle von 20 Seiten, bleiben auch vereinzelt darunter, wozu man sich auch hier eine (freilich weniger verbindliche) Empfehlung des Herausgebers vorstellen könnte. Anderes überrascht. Zwar wird sich über den spezifischen Umfang des Verbartikels (C 24, 79 Seiten) niemand wundern, wohl aber über JOACHIM BALLWEGS Beitrag zu den Modalpartikeln (C 14, sieben Seiten). Man kann nicht umhin nachzuschlagen und findet zwar nichts Terminologisches und auch nichts zur Begriffsgeschichte, so lohnend und faszinierend dies sein dürfte. Aber man findet eine hieb- und stichfeste Subklassifikation dieser Partikeln und vollständige und durch gute Beispiele belegte Beschreibungen der einzelnen Modalpartikeln. In einem Handbuch der Wortarten im Deutschen macht sich dieses Artikelchen nicht übel, denn es liefert auch dem nur Nachschlagenden zureichende Information. Das Literaturverzeichnis mit genau vier Titeln lässt freilich zu wünschen übrig: Hier hätten unbedingt auch Autoren wie HELBIG und THURMAIR erwähnt gehört, die zwar diese Wortart anders definieren, aber so häufig zitiert werden, dass sie aus diesem Zusammenhang einfach nicht wegzudenken sind. Dennoch könnte BALLWEG durchaus wo nicht als Vorbild, so doch als Anreger für die Autoren einiger Artikel gut sein, in denen sowohl Verständliches als auch Selbstverständliches ohne Not breit getreten wird.

Hervorzuheben sind noch die grundlegenden Beiträge im Teil B. Von KNOBLOCH / SCHAEDERS letztlich vergeblichem, aber ungemein informativen Beitrag über den Wortbegriff war schon die Rede. KONRAD EHLICHS fundierte Nachzeichnung der Geschichte der Wortarten von Plato bis auf unsere Zeit sollte jeder lesen, ehe er sich überhaupt zum Komplex der Wortarten äußert. Erst danach lässt sich ermessen, wie das heute scheinbar Selbstverständliche, das sich in Formulierungen wie „Aber das ist doch ein Substantiv!" oder „Ein Adjektiv kann das schon deshalb nicht sein, weil..." äußert, aus historischen Zufällen erwachsen ist und alle Mängel dieser planlosen Geschehnisse an sich trägt.

Natürlich drängt sich dann noch die Frage auf: Wie soll man's in den Schulen halten? Diese Frage darf nicht einfach als négligeable vom Tisch gewischt werden, das geht uns schon an, denn für die Lehrer, so verlautet jedenfalls immer wieder, schaffen wir ja die theoretischen Grundlagen, auf denen sie erst ihre „Sprachkunde" an Schüler vermitteln können. Unsereiner hat sich durchaus damit auseinander zu setzen, was Lehrern, nicht nur solchen an weiterführenden Schulen, erlaubt oder gar vorgeschrieben wird. Was in jenen frühen Jahren gelernt wird, wird in der Regel bei den Zöglingen zum „Ktema eis aei", zum Besitztum für immer. Und wenn wir dann sehen, dass in der Liste der Konferenz der Kultusminister von 1982, die in den meisten Bundesländern für einen Großteil der Schulen als verbindlich erachtet wird, wieder von den pseudoklassischen „zehn Wortarten" die Rede ist (man lese dazu LUDGER HOFFMANNS Beitrag D 2 „Didaktik der Wortarten"), einem Wortklassensystem also, das, wo in dieser Form auch nicht auf Plato oder Aristoteles, so doch auf Donatus, Dionysius Thrax und die Stoiker zurück geht, dann fragt man sich eben schon, was denn die Autoren dieser Empfehlungen von der Linguistik der letzten Jahrzehnte gelernt haben. Sichtbar wenig, und das berechtigt nicht zur Häme: Wir müssen eben immer wieder versuchen, das, wo wir gewonnen zu haben glauben, an die Multiplikatoren, also großenteils die Ministerialen, und auch an die Lehrer zu bringen. Das Defizit, das hier sichtbar wird, sollte uns auf den Nägeln brennen.

Und wenn schon von Schulen die Rede ist, hat man auch an die künftigen Lehrer zu denken, also den Großteil unserer Studenten. Die wünschen sich, wenn sie gründlich sind, nicht nur die Meinung des jeweiligen Autors, sondern auch kritische und weiterführende Literatur. Dazu dienen herkömmlicherweise die Literaturverzeichnisse. Dass die, insgesamt gesehen, alle in Ordnung seien, kann nun wahrlich nicht behauptet werden. Dass manche Autoren andere, die zu ihrem Thema etwas geschrieben haben, gar nicht erwähnen, ist ihr gutes Recht, denn sie können damit zum Beispiel ausdrücken, dass der nicht erwähnte Kollege zu ihrem Thema nichts oder nichts Gescheites beigetragen hat. Absolut vollständige Literaturverzeichnisse, die alles enthalten, was irgendwie Verbindung zum Thema hat oder haben könnte, sind mir sowieso ein Gräuel und helfen auch dem Suchenden nicht weiter. Wenn aber ein Forscher erwähnt wird, aber nur in einer früheren Auflage eines bestimmten Werkes, dann darf man schon fragen, warum der Autor des Artikels das tut. Das könnte seinen Grund darin haben, dass eine frühere Auflage das Problem besser, überzeugender, erschöpfender behandelt als eine spätere. Aber dann müsste der Artikelschreiber das auch sagen. Und das geschieht in dem ganzen dicken Buch, wenn ich recht gelesen habe, an keiner Stelle. Dafür werden aber treuherzig total veraltete Auflagen zitiert, die schon, wenn das kommentarlos geschieht, die Frage in den Raum stellen, ob denn spätere und meist bearbeitete Auflagen ganz unnötigerweise geschrieben worden sind. In den meisten Fällen hat man aber eher den Eindruck, dass der Artikelverfasser eben das zitiert, was er gerade auf seinem Schreibtisch oder auch in seinen Bücherbeständen hatte, dass er sich einfach nicht die Mühe gemacht hat nachzusehen, nicht unbedingt in einer großen Bibliothek, man hat ja auch das Internet zur Verfügung, ob es etwas Neues gibt. Von solchen vermutbaren Mängeln ist das Handbuch keineswegs frei.

Hätte ich eine Summe zu ziehen, so würde ich sagen, dass dies ein sehr nützliches Handbuch ist, und ein notwendiges dazu; dass wir in der Flut derzeit erscheinender Handbücher eine empfindliche Lücke hätten, wenn dieses Werk nicht erschienen wäre. Überdies haben wir hier ein handliches Buch, in dem der Leser das finden wird, was er sucht. Kleinere Desiderate bleiben. Das mindert nicht den positiven Gesamteindruck. Wenn man ein überschaubares Team lenkbarer Mitarbeiter hat – und davon weiß der Rezensent variantenreiche Lieder zu singen –, kommt man

natürlich leichter und schneller ans Ziel. Dem Herausgeber, der dieses Privileg nicht hatte und trotzdem dieses erstaunliche Buch zustande brachte, ist großer Respekt zu zollen.

LITERATUR

ZIFONUN, GISELA et al. (1997): Grammatik der deutschen Sprache. Berlin/New York: de Gruyter (Schriften des Instituts für Deutsche Sprache) (= IDS-Grammatik).

Heppenheim ULRICH ENGEL